

## BÜCHERBESPRECHUNGEN NOTICES OF BOOKS

HUNDHAUSEN, VINCENZ: *Das Westzimmer*. Ein chinesisches Singspiel in deutscher Sprache. Mit 21 Bildern nach chinesischen Holzschnitten. Peking: Pekinger Verlag, und Leipzig: C. E. Krug in Komm. 1926. 356 S. gr. 8<sup>o</sup>.

Vornehm ausgestattet und von dem deutschen Herausgeber, einem feinen Dichter, in schöne Sprache gekleidet, wird das bekannte chinesische Schauspiel in seiner neuen Ausgabe sicher der ostasiatischen Dichtung auch neue Freunde gewinnen. Und wenn mir, dem Besprecher, stellenweise das chinesische Wesen nicht so recht erfaßt zu sein scheint wie etwa in Fr. Kuhns Übersetzungen, und aus manchen Versen mehr ein deutscher Scholar zu mir spricht, so mag das mein persönliches Gefühl sein. Jedenfalls hat die Fachwissenschaft Anlaß, sich eines Buches zu freuen, das in weiteren Kreisen wirbt, als sie selbst es vermag.

Dagegen darf sie dann auch ruhig aussprechen, daß das Werk einen Anspruch auf sinologische Geltung nicht machen kann. Wer etwa eine Neubearbeitung der Julien'schen Übersetzung<sup>1</sup> plante, wäre durch Hundhausen's Buch seiner Aufgabe noch nicht überhoben. Denn wir haben es bei diesem nicht mit einer zuverlässigen oder gar philologisch genauen Übersetzung aus der chinesischen schönen Literatur zu tun wie bei Fr. Kuhn bzw. E. v. Zach. Sondern hier herrscht die dichterische Freiheit. Und es scheint mir zweifelhaft, ob, bevor ihm das schöne Gewand gegeben wurde, der Text immer richtig durchgearbeitet war. An vielen Orten fällt es schwer, überhaupt nur die chinesischen Verse festzustellen, zu denen die deutsche Übersetzung gehört. Gleich im Vorspiel, S. 15 in Ying Ying's Liede, sind die Zeilen „vor des Südwind's heißem Hauch“ und „draußen alle Blüten tot“ dazugedichtet. Dafür fehlt die Erwähnung der „doppelt verriegelten Pforte“ 門掩重關 und statt „Südwind“ steht im Text „Ostwind“. Anscheinend hat sich die Übersetzung damit begnügt, die Hauptgedanken in eine poetische Sprache zu fassen. Und das ist verständ-

lich. Denn zur richtigen Erfassung eines chinesischen Literaturstücks gehört eben mehr als ein gutes Wörterbuch und ein guter chinesischer „Verständnisvermittler“, wie er im Vorwort genannt wird. Bei mangelhafter Beherrschung der chinesischen Schriftsprache — und ohne streng methodische Einführung und vieljährige Übung meistert sie keiner — läßt auch die beste chinesische Texthilfe immer noch viel zu viel Möglichkeiten des Mißverständnisses, als daß eine philologisch zuverlässige Arbeit herauskommen könnte. In unserem Sonderfalle ist noch dazu die Sprache, die Umgangssprache des XIII. Jahrhunderts, gar nicht so einfach. In ihrem Wortschatz und ihrer Idiomatik ist sie nicht überall mehr zu erfassen, jedenfalls nicht mit unseren Wörterbüchern, denn die Schreibung ist oft behelfsmäßig, phonetisch.

Mit diesen Bemerkungen könnte ich meine Besprechung schließen. Wenn ich mich bei dem Buche noch weiter aufhalte, so geschieht das in einem besonderen Zusammenhange. Auf Grund einer Besprechung in der O. L. Z.<sup>1</sup> hat der Verfasser gegen den Besprecher Strafantrag bei den Gerichten gestellt und damit — ein ungewöhnliches Verfahren — eine uns nur fachlich interessierende Angelegenheit vor die Öffentlichkeit gebracht. Der Nachfrage nach dem Buche ist dies Verfahren sicher förderlich gewesen, — ich selbst habe seitdem öfter solche Nachfragen erhalten — aber im Interesse der freien Kritik ist es sehr bedenklich. Der Besprecher E. Schmitt hatte die Arbeitsmethode H.s angegriffen, in einer zwar unnötig heftigen Form, auf die ihm H. die Antwort nicht schuldig geblieben ist. Aber wir selbst müssen ja auch zuweilen grobe Kost hinnehmen. Das Wesentliche in der Besprechung war wohl der Vorwurf, H. habe sich, ohne sie zu nennen, der Julien'schen Vorarbeit bedient, sei von ihr abhängig. Ein schwerer Vorwurf, wenn es sich um eine wissenschaftliche Arbeit handelte. Sch.s Beweisführung stützte sich auf Übereinstimmung H.s mit J. in seinen Fehlern.

Mit dieser Behauptung war ein Punkt gegeben, der mich besonders interessierte<sup>2</sup>. Denn es ging jetzt um die Übersetzung Juliens, die man m. E. nicht beurteilen kann ohne Kenntnis und Heranziehung seiner Hilfsmittel, d. h. der Mandschu-Übersetzung. Sch. hat in seiner Besprechung zwei Beispiele für seine Beweisführung gebracht, eine Reihe von anderen hat er mir persönlich übermittelt. Ich kann nicht sagen, daß sie mich überzeugt, d. h. mir die Abhängigkeit H.s von

<sup>1</sup> O. L. Z. 1929, Nr. 4, andere Kritiken z. B. *Deutsche Wacht*, Juli 1927 (Zach), O. Z. (Lessing).

<sup>2</sup> Ich selbst hatte eine Bitte der klagenden Partei um Übernahme eines Gutachtens mit dem Bemerkten, ein solcher Prozeß sei Unsinn, zurückgewiesen, und war darauf von jener, als das Gericht mich zum Sachverständigen bestellte, als befangen abgelehnt worden.

<sup>1</sup> Stanislas Julien, *Si-Siang-ki* . . . Genève 1872/80.

J. zwingend dargetan hätten, und zwar weil ich in der Mehrzahl der Fälle bei J. einen Fehler nicht anerkennen kann.

Zwei Beispiele müssen genügen. In dem Einführungsliede des Kandidaten heißt es 棘圍呵守媛鐵硯呵磨穿 im Mandschu: *bula yafaha kôwaran de tehei dubihe, selei yuwan be suihei fondojohe*. „Die Prüfungshalle, die habe ich warm gegessen (sie so lange gehütet, bis sie durch meinen Aufenthalt warm geworden) — einen eisernen Tuschnapf, den habe ich durch Reiben durchstoßen (d. h. solche Mühe und Beharrlichkeit habe ich beim Studium gezeigt, und es ist doch nichts, keine Stellung, dabei herausgekommen).“ J. (frei und richtig): „J'ai sué sang et eau dans l'enceinte du concours. A force de broyer de l'encre, j'ai percé un encier de fer.“ H. (frei und unrichtig): „Ich drückte zwar nur kurze Zeit denselben Stuhl und doch bekam durch meine Emsigkeit manch Tuschenapf ein Loch.“ Zu frei ist die Übersetzung, weil in ihr die Erwähnung der sehr wesentlichen Prüfungshalle fehlt. Der Kandidat will doch auf seine früher durchgemachten Prüfungen hinweisen. Falsch ist die Übersetzung „nur kurze Zeit“. Vom kurzen Sitzen wird der Stuhl nicht warm. Die in H.s Erwiderung<sup>1</sup> angeführte Variante hat nichts zu sagen. Denn das Zeichen 關 *wei*<sup>2</sup> „Nebenpforte“ führt in der Verbindung mit 棘 *kih* „Dornenstrauch“ zu derselben Bedeutung wie 圍 *wei*<sup>3</sup> „Umhegung“ mit *kih*, nämlich als Figur pars pro toto für die von einer Dornenhecke umgebene Prüfungshallenanlage. Jedenfalls aber heißt *kih-wei* nicht, wie H. meint, „armseliger Stuhlsitz“. Wie H. zu dieser Bedeutung kommt, ist ganz unerfindlich, *wei*<sup>2</sup> ist doch kein Stuhlsitz. Dachte er an 位 *wei*<sup>4</sup>? Dann wäre es immer erst ein Dornensitz, und man würde verstehen, warum der Kandidat ihn nur kurze Zeit gedrückt hat. Mit den Prüfungshallen stimmt es schon. Einen solchen Terminus kann man nicht hinweginterpretieren.

H.s Übersetzung und Argumentierung zeigt mir hier weniger eine Abhängigkeit von J. als eine unzureichende Sprachkenntnis. Wenn nun aber Sch. in seiner mir übersandten Übersetzung die 3 Zeichen 呵守媛 wiedergeben will: „ich habe in meine Hände gehaucht, um die Körperwärme zu bewahren“, so ist das ebenso unmöglich. Das Zeichen 呵 ist hier nicht das Begriffszeichen *ho*, „hauchen“, sondern ein Lautzeichen = 阿 *a* und ist als solches in der Dramensprache, auch in der heutigen Umgangssprache, gebräuchlich am Schluß einer Frage oder zur absoluten und konditionalen Hervorhebung („was anlangt“). Das zeigt schon seine Stellung im zweiten Satze, wo die Bedeutung „hauchen“ doch unmöglich paßt.

Im zweiten Aufzuge findet sich dann die Stelle 若能毅湯他 — 湯 Mandschu: *aikabade jabsan de emgeri bahafi hishaci*, „wenn ich die Möglichkeit hätte, nur einmal (an der glatten Haut des Mädchens) entlang zu streifen“. — J.: „Si j'avais le bonheur de la toucher une fois du bout du doigt.“ — H. S. 44: „mit Fingern ganz lind die Einzige streifen.“ — Sch.: „ein erotisches Gefühl überströmen lassen.“ Sch. hält sich hier an das Zeichen 湯 oder 蕩 und an die Wörterbücher, welche u. a. eine Bedeutung bieten „seinen Gefühlen freien Lauf lassen“. Mir scheint die Wörterbuchmethode in diesem Falle nicht angängig. Ich würde so vorgehen: Aus der Wiederholung (Iterativ oder Intensiv) *tang i tang* erkenne ich eine Idiomatik der Umgangssprache (zu der ich von den Wörterbüchern der Literatursprache kaum Auskunft erwarten darf), vgl. *k'an i k'an* „ansehen, betrachten“; *siang i siang* „überdenken“. Das Zeichen 湯 *t'ang*<sup>1</sup> „heißes Wasser“, eine Ersatzschreibung für 蕩 *tang*<sup>4</sup> „ausgedehnt“, auch „zerstreuen“, ist offenbar hier ein behelfsmäßiges Zeichen für ein gleichlautendes Dialektwort, für das es keine bestimmte Schreibung gab. Haben wir den Ausdruck aus unserer Sprecherfahrung nicht im Kopfe — ich entsinne mich seiner nicht —, so müssen wir in den Wörterbüchern der Umgangssprache danach suchen. Bei Stent finden wir dann den Ausdruck *tan*<sup>4</sup> *i tan*<sup>4</sup> „abstauben“, auch *tan i-shang* „ein Kleid abstauben“. Er ist mit dem Zeichen 揮 geschrieben, welches „klopfen“ bedeutet. Da aber die Mandschuübersetzung unserer Stelle das Wort *hishambi* „reiben, entlang streifen“ (*hishako* „Bürste“) bietet, so ist der Zusammenhang wohl gegeben. Es stimmt dazu auch die Erklärung im Mandschuwörterbuch *Ts'ing-wen tsung-hui*: *hishambi* a) 蕩快刀子之蕩 ist das *tang*<sup>2</sup> von dem Ausdruck ein Messer schleifen, so wie es beim Kopfrasieren heißt: warte, bis das Messer geschliffen ist; b) es wird gesagt, wenn ein Tier an einem Menschen scheuernd vorbei geht.“ — Wir können noch die Erklärung des großen Wörterspiegels dagegen halten: *hishambi* = 鋤刀 *tang tao* „ein Messer schleifen, Gegenstände, die mit einer Klinge versehen sind, durch Hin- und Herwenden auf einem Schleifstein oder auf Holz schärfen.“ Wir können daraus schließen, daß es sich in allen diesen Beispielen um dasselbe Dialektwort *tang* oder *tan* handelt von der Bedeutung „entlang streichen, streifen oder schleifen“, behelfsmäßig mit 4 verschiedenen Zeichen dargestellt 湯, 鋤, 蕩 und 揮. Ein Beweis, wie wenig uns hier die Literaturwörterbücher nützen. Die Lösung ist hier also nicht so leicht. J. hat sie sicher dem Mandschu zu danken. Bei H. könnte man hier allenfalls eine Abhängigkeit von J. annehmen, weil er seine richtige Übersetzung mit seinen lexikalischen Mitteln und seiner schwachen sprachlichen Vorbildung nicht gefunden haben kann.

<sup>1</sup> Der Fall Schmitt, Peyang-Preß 20. VI. 1929, in Absch. III.

Man müßte ihm dabei zugestehen, daß er aber dennoch in richtigem Gefühl den treffenderen Ausdruck gewählt hat als J. Denn mit dem Finger berühren tut man ein Ding, um sich von seinem Vorhandensein oder seiner Temperatur zu überzeugen. An einem glatten Gegenstand, einem Fell, einem weichen Stein, ist man versucht entlang zu streichen. — Natürlich aber könnte H. die Lösung schließlich auch von seinem chinesischen Vermittler haben. Kurz gesagt, ich kann bei diesen Beispielen der Sch.schen Beweisführung nicht recht folgen. *Doch verstehe ich sehr wohl, daß er von seiner Argumentation aus und angesichts der schwachen philologischen Rüstung H.s zu seiner Annahme kommen konnte.* Und wenn er danach glaubte, zu einer scharfen Polemik berufen zu sein, so wird ihm da der Eingeweihte wohl nachfühlen, der weiß, daß gewiß auch innerhalb der Mauern von uns selbst gesündigt wird, daß aber ein unverhältnismäßiger Schade gerade unserem Fache durch die große Dilettantenliteratur zugefügt worden ist<sup>1</sup>. (In diesem Zusammenhange ist nicht das vorliegende Buch gemeint.)

Zum Schluß ein allgemeines Wort: Einen sachlichen Vorwurf in einer Fachzeitschrift, mag er noch so schwer und scharf, mag er auch ungerecht sein, beantwortet man auf gleichem Boden, bringt man nicht vor das Forum eines bürgerlichen Gerichts. Wer das tut, stellt sich außerhalb des Kreises der Wissenschaftler. Diese werden sich ängstlich hüten, die Freiheit der Kritik irgendwie zu gefährden. Denn wo kämen wir dann hin! Andererseits wäre die Annahme töricht, als hätte damit der Besprecher einen Freibrief für seine Willkür. Er steht unter den Augen seiner Fachgenossen (die, nebenbei gesagt, wohl nie eine eingeschworene Interessengemeinschaft bilden, sondern ausgesprochen individuell denken). Ungerechte oder leichtfertige Polemik kann er sich mit Rücksicht auf seinen eigenen Namen nicht leisten. Aber auch eine wirklich ungerechtfertigte Kritik in einem Fachblatt kann einem Außenseiter schließlich kaum viel schaden. Denn im Fachkreise wird sie Widerspruch hervorrufen. Und über diesen hinaus pflegt sie kaum zu wirken. Man wird in Zukunft nun den Werken von Außenseitern zurückhaltender begegnen und ihre Besprechung am besten der Tagespresse überlassen müssen. E. Haenisch.

<sup>1</sup> Vgl. *Aus 50 Jahren deutscher Wissenschaft*, Berlin 1930, (Sinologie) S. 271.

TRITTEL, WALTER, *Einführung in das Siamesische*. Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin. Bd. XXXIV, Berlin (de Gruyter) 1930, VIII—112 S. 8°. Geb. 15,— RM.

Nachdem Vf. schon durch einige Platten der Berliner „Lautbibliothek“ und die dazu gehörigen Textbücher eine kleine phonetische Einführung in das Siamesische gegeben hatte, können wir jetzt dieses gute und wertvolle Büchlein mit Freude begrüßen. Die langersehnte zuverlässige Grundlage für das Studium dieser Sprache ist uns endlich zuteil geworden. Doch nur für die lautliche Seite der Sprache, müssen wir gleich hinzufügen, denn viel mehr als diese wird in diesem ersten Buch nicht behandelt. Die Lautlehre aber war gerade das Gebiet, auf dem man den Mangel an einem sicheren Führer am schlimmsten empfand, während man auf grammatischem Gebiet schon sehr brauchbare Mittel besaß, wie z. B. auf Deutsch das ältere Lehr- und Lesebuch von Wershoven, das auch durch diese *Einführung* durchaus noch nicht entbehrlich gemacht wird.

Was nun die phonetische Darstellung angeht, so ist in diesem Buche fast alles zu loben, und das will, auf einem so schwierigen und undankbaren Gebiet, sehr viel sagen. Gut ist die gewählte Umschrift bis auf wenige Punkte. Bei der Transkription indochinesischer Sprachen stiftet die Darstellung der stimmlosen Lenes und der Aspiraten viel Verwirrung. Vf. schreibt die ersteren ganz richtig *ḃ, ḍ, ḡ*, und er hätte geradezu die Vollkommenheit erreicht, wenn er auch die Aspiraten als solche (d. h. mit *p', t', k'* oder *ph, th, kh*) gekennzeichnet hätte. So muß man sich bei jedem *p, t, k* den französischen Lehrbüchern und selbst Wershoven gegenüber, immer vergegenwärtigen, daß damit ein *ph, th, kh* gemeint ist. Eine kleine Fahrlässigkeit, die freilich sich sogar Karlgren in seinem *Analytic Dictionary of Chinese* zu schulden kommen läßt, ist dann das selbst für Deutsche nicht eindeutige und gefahrlose *ng* (statt *ṅ* oder *ŋ*).

Gut gewählt und leicht einprägsam, wie schon Printz in seiner kurzen Anzeige<sup>1</sup> mit Recht bemerkt, sind die Tonzeichen. Nur das für den tiefen eingehenden Ton ist kaum von dem für den „niedergedrückten“ Ton<sup>2</sup> zu unterscheiden. Der kürzere Strich wäre lieber

<sup>1</sup> ZDMG X (1931) 133. Sonstige Besprechungen des Buches sind mir (außer den paar Zeilen von Stöcker OZ 34 (1931) 662 über die oben erwähnten Textheftchen) nicht bekannt geworden, so daß ich für angebracht hielt, in einer spezielleren Fachzeitschrift etwas ausführlicher darüber zu berichten.

<sup>2</sup> Vf. hält an den Bezeichnungen von Bastian fest, die z. T. unglück-

mit einem das plötzliche Abbrechen andeutenden Zusatz zu versehen (etwa — oder —). Was ich vor allem bei der Darstellung der Tonverhältnisse vermisse, ist eine Erklärung darüber, ob auch in zusammenhängender Rede jedes Wort den theoretischen („wurzelhaften“) Ton behält, oder das nur bei den wichtigeren, hervorgehobenen Satz-elementen der Fall ist. Für die erstere Annahme spricht ja anscheinend das ganze Buch, denn nicht nur in den einzelnen Übungssätzen, sondern auch im zusammenhängenden Text der Fabel S. 101f. ist jedes einzelne Wort, mit dem ihm zukommenden Tonzzeichen versehen. Aber das hat vielleicht nur den wohl berechtigten didaktischen Zweck, dem Schüler die „wurzelhaften“ Töne einzuprägen, von denen er ja auszugehen hat. Das ist ja auch offenbar der Fall, z. B. bei dem in ähnlicher Weise verfahrenen „Cantonese Phonetic Reader“ von D. Jones und K. T. Woo.

Wenn nämlich jedes Wort, auch die Partikeln und Formwörter, immer den eigenen Ton behalten würden, so wäre ja das Siamese unter den Tonsprachen eine ganz eigentümliche Ausnahme. Denn im Pekinesischen z. B. ist das bekanntlich durchaus nicht der Fall und ebenso wenig in den afrikanischen Sprachen, auf die Vf. selbst in der einleitenden Bemerkung zu seiner Arbeit „Die Töne des Siamesischen“ MSOS 1927, S. 1—18, hinweist. Ich verweise auf die experimentellen Resultate in Vox XVII (1931) 40ff., wo auch weiterer Literaturnachweis. Ja, selbst für das Siam. haben wir ein direktes Zeugnis gegen jene Annahme. Lunet de Lajonquière macht sich in der grammatischen Skizze, die seinem *Dictionnaire français-siamois*, Paris 1904, vorangeht, die Warnung von Kleczkowski zu eigen, „. . . de ne pas marquer chaque syllabe, aux différents tons, en criant des heures entières successivement chacun de ces tons, comme si l'on avait pour tâche de sautiller de branche en branche à la façon des oiseaux. Ce système produit, dit-il, le résultat singulier de faire crier grâce aux malheureux dignitaires qui se trouvent condamnés à entendre ce parfait langage tonique . . .“<sup>1</sup>. Hat diese Frage also schon

lich sind. Der „ebene“ und der „niedergedrückte“ Ton müßten vielmehr „mittel-ebener“ und „tief-ebener“, bzw. einfach „mittlerer“ (wie ja schon die einheimische Bezeichnung lautet) und „tiefer“ Ton heißen. Der „rückkehrende“ ist ein „steigend-fallender“ Ton.

<sup>1</sup> Etwas Ähnliches sagt ja auch Vf. in seinem oben erwähnten Aufsatz S. 10: „Außer in . . . Fremdwörtern erleiden die Töne auch einsilbiger Wörter eine gewisse Abschwächung, wenn in flüssiger Rede der Satzton nicht auf ihnen ruht. Jedoch ist dieses nicht so ausgeprägt, wie beispielsweise im Pekinesischen, wo in flüchtiger Rede ganze Wortgruppen tonenklütisch werden.“ Vielleicht hätte diese Andeutung lieber auch in der die Pho-

eine praktische Bedeutung, so hat sie auch eine außerordentliche wissenschaftliche Tragweite, denn die rhythmische Gliederung und die unterordnende Gruppierung, die durch Enttonung der Formwörter und Partikeln entsteht, entspricht in diesen sog. „isolierenden“ Sprachen einer Gliederung des Gedankens. Diese Betrachtung muß uns m. E. zu einer besseren Erkenntnis des Wesens dieser Sprachen führen, stellt aber ein Problem dar, auf das ich freilich erst an anderem Orte eingehen, und auf das ich hier nur aufmerksam machen kann.

Die vorliegende „Einführung“ ist so ausschließlich auf das Phonetische eingestellt, daß alles übrige stiefmütterlich behandelt wird. Die Verteilung des Stoffes geschieht derart, daß z. B. in den ersten 7 Lektionen nur Wörter mit dem ebenen Ton, in der 8. und 9. erst solche mit steigendem Ton, usw. gebraucht werden. Dadurch erklärt sich wohl, daß die kleinen Sätze der ersten Hälfte des Buches oft sehr seltsam klingen. Z. B. ist in Aufgabe 2 der Satz 4 „Die Kuh kommt im Graben“, zumal nachdem man in Aufg. 1 Satz 9 den deutlicheren Ausdruck „Im Graben kommt eine Kuh daher“ gefunden hat, gewiß klar. Schwerer ist aber Satz 5 „Die Schlange kommt im Loch“ aufzufassen. Man errät allerdings, was Vf., der kaum grammatische Lehren gibt, mit solchen Beispielen wahrscheinlich hat sagen wollen. Die Präposition *naj* „in, auf“ allein kann nur lokativisch (wo im Deutschen der Dativ steht) gebraucht werden. Das wird vielleicht dem Anfänger erst recht klar, wenn er in Aufg. 16 Satz 9 „Er jagt den Chinesen aufs (*haj naj*) Feld“ findet. Aber, abgesehen von der Berechtigung dieses Schlusses (s. Lorgeou, *Grammaire siamoise* § 110, 2), ist es doch fraglich, ob der Lernende auf den tieferen Sinn solcher Beispiele kommt. Man sieht, wie wenig man auch bei diesen Sprachen mit einfachen Wortstellungsregeln ohne weitere ausführliche grammatische Lehren auskommt, obwohl Vf. (S.V) das zu meinen scheint. Und auch über die sehr wenigen Regeln, die er gibt, habe ich manchen Zweifel zu äußern. Gleich S. 4 wird viel zu entschieden behauptet, § 11: „Das Hilfszeitwort 'sein' (Kopula) wird im Siamesischen nicht durch ein besonderes Wort ausgedrückt“. Aber schon die Fabel, die Vf. als sehr willkommene Beigabe S. 99ff. bietet, widerlegt diese Regel, denn mehrmals kommen darin die Kopula *hen* und das kopulaartige Verb *\tchaj* (s. bes. Satz 14) vor. Richtiger ist die Lehre bei Wershoven S. 44. Zu der Wortstellungsregel § 33 S. 19 war zu bemerken, daß *nung* „eins“ eine Ausnahme bildet, indem es dem Numerativ folgt (Wershoven 68). Ich vermisse auch die wohl nützliche Bemerkung, daß *nung* auch etwa wie unser unbe-

netik so sorgfältig darlegenden Einführung Platz finden sollen (§ 24 behandelt ja eine etwas andere Frage).

stimmter Artikel gebraucht werden kann (s. z. B. Wershoven 103, Z. 2), zumal S. 3 § 7 etwas zu entschieden behauptet wird: „Das Siamesische . . . hat keinen Artikel“. Auf andere ähnliche Kleinigkeiten gehe ich hier aber nicht weiter ein.

Wir wollen vielmehr dem hochverdienten Vf. wünschen, daß es ihm bald möglich werde, uns das versprochene ausführliche Lehrbuch zu schenken, und daß sich dieses auch in grammatischer Hinsicht so erschöpfend und genau gestalte, daß die älteren Grammatiken des Siam. in Ehre, aber endgültig ad acta gelegt werden können.

Hamburg.

Piero Meriggi.

## BÜCHERBESPRECHUNGEN NOTICES OF BOOKS

*KIN PING MEH* oder die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Leipzig, Insel-Verlag [1930]. Preis: RM. 14.—.

Mit dem vorliegenden Buche hat Franz Kuhn, schon vorteilhaft bekannt durch die Romane *Eis Herz und Edeljaspis* und *Die Rache des jungen Meh*, sich als der berufene Übersetzer der chinesischen Volksliteratur erwiesen. Es ist nicht so einfach, aus einem chinesischen Roman mit seinen Längen, Wiederholungen und Betrachtungen ein lesbares deutsches Buch zu machen. Franz Kuhn entledigt sich seiner Aufgabe stets mit Geschick. Hier hatte er einen besonderen Gegenstand. Das Kin-Ping-Meh — der Titel gibt drei Frauennamen wieder — ist ein Buch eigener Art, eine meisterhafte Schilderung intimen chinesischen Lebens aus der ersten Hälfte des 12. Jhrhs., einer Zeit der Dekadence. Die Handlung, die uns kulturgeschichtliche Einblicke bietet, wie kein anderes Literaturwerk, spielt in einer Provinzialstadt Schantung's, in der Familie und dem Verkehrskreise eines jungen reichen Apothekenbesitzers, eines Mannes von ungehemmter Sinnlichkeit. Zügellose Ausschweifung im Frauengemach und in den Freudenhäusern geht im Verein mit Vetternwirtschaft und Feindschaft, Verbrechen, Betrug und Korruption. Die Justiz geht krumme Wege, und es dauert recht lange, bis die Verbrecher schließlich ihren Lohn finden und damit alle die Schilderungen von Schmutz und Übeltat ihre ethische Rechtfertigung. Das Buch klingt aus in den Tatarenüberfall mit Plünderung und Mord, Brand der Städte und Flucht der Bevölkerung. (Die Bezeichnung des Kin-Reiches durch *Goldene Horde* ist nicht am Platze. Dieser Name ist in der Geschichtsschreibung bereits vergeben an jenen mongolischen Nachfolgestaat Kiptschak, der bis in die Mitte des 16. Jhrhs. in Südrußland herrschte, und hat mit den Tataren der Altschuk, der *Goldenen Dynastie*, die im 12. Jhrh. Nordchina bedrängten und teilweise eroberten, nichts zu tun). Die Gestalten der Handlung, worunter vereinzelte sympathische, sind bewunderswert

gezeichnet. Und doch mögen wir nicht glauben, daß sie für die ganze bürgerliche Gesellschaft jener Zeit typisch gewesen seien. Auch im Ausgange der letzten Dynastie, der gleichfalls oft als Epoche des sittlichen Niedergangs bezeichnet wurde, mag es schließlich Zustände wie die geschilderten gegeben haben. Aber sie waren sicher nicht allgemein. Dem in chinesischer Stadt unter chinesischer Umgebung Wohnenden fielen sie jedenfalls nicht in die Augen. Was man beobachtete, war doch im Grunde Sitte und Wohlständigkeit. — Die Erzählung ist in der Volkssprache des 16. Jhrhs. gegeben, die an sich leicht ist, aber hier oft erschwert durch Zweideutigkeit und Anspielung. Mit der Übersetzung können wir auf den Strecken, die wir nachgelesen haben, zwar nicht überall zusammengehen, worüber wir uns bei anderer Gelegenheit noch einmal aussprechen müßten. Aber grundsätzlich darf man wohl annehmen, daß derjenige, der das ganze Buch durchgearbeitet hat, auch die beste Schulung für das Verständnis der Ausdrucksweise besitzt. Es wäre zu wünschen, daß der Übersetzer die sicher reichen sprachlichen Ergebnisse in einer Fachzeitschrift bekannt gäbe. Damit gewänne die Arbeit dann auch einen hohen wissenschaftlichen Wert. Als reines Unterhaltungsbuch ist die Ausgabe auf die Vorarbeiten nicht eingegangen, weder auf die Torsübersetzung von Kiebat, von der neuerdings ein zweiter Teil erschienen ist, noch auf das Manuskript von Hans Conon v. d. Gabelentz oder die berühmte Mandschuübersetzung v. 1708. Daß Kuhn durchaus nicht immer wörtlich verdeutscht, daß er oft gekürzt und zusammengezogen, auch ganze Teile fortgelassen hat, so die an sich sehr interessante Heiratsvermittlung der Frau Mong, kommt schließlich der Lesbarkeit zu gute: Aus hundert Kapiteln der Vorlage sind hier neunundvierzig geworden. Alles in allem ist das Buch eine Leistung von hohem Range, und die Fachwissenschaft muß F. Kuhns' Geschick und Ausdauer rückhaltlos und dankbar anerkennen. Wir hoffen nun auf eine Ausgabe des *Shui-hu chuan* von seiner Hand, jenes spannenden Räuberromans aus der Mongolenzeit.

Auf einem ganz anderen Blatte steht die Frage, ob das deutsche Schrifttum Anlaß hat, sich der Gabe des Inselverlags zu freuen. Hier darf man wohl antworten; es ist ein rechtes Danaergeschenk. Denn mit der Aufnahme des *King-Ping-Meh* in die deutsche Unterhaltungsliteratur werden eigentlich die letzten Schranken des Anstandes niedergelegt. Damit aber wäre der Gewinn an literarischer Bildung und kulturgeschichtlicher Erkenntnis zu teuer bezahlt. Hören wir dazu einen ersten Fachmann: Wilhelm Grube, dem niemand Muckertum nachsagen konnte, urteilte i. J. 1902 in seiner *Geschichte der Chinesischen Literatur*: „Angesichts des

schonungs- und schamlosen Realismus, mit dem hier eine in den tiefsten Schmutz sittlicher Verkommenheit versunkene Gesellschaft geschildert wird, dürften selbst die radikalsten Vertreter unserer modernen naturalistischen Richtung sich eines züchtigen Errötens kaum erwehren. Seines über alle Maßen obszönen Inhalts wegen ist das Buch denn auch — obwohl man gerade in diesem Punkte vielleicht nirgends weniger Prüderie kennt als in China — verboten worden“. So ist auch das Buch, das in China vielleicht viel, aber nur geheim gelesen und in anständiger Gesellschaft nicht erwähnt wird, von den Shanghaier Verlagsanstalten nicht in die Neuausgabe der Romanliteratur aufgenommen worden: ein ganz unmöglicher Gedanke. Man kann gespannt sein, wie die freie Veröffentlichung dieses chinesischen diskreten Buches in deutschem Gewande drüben beurteilt wird. Die Übersetzung, deren buchhändlerischer Erfolg außer Frage stand, war seit langem das Augenmerk der europäischen Verlagsunternehmen. Eine englische Ausgabe wird vorbereitet. Wir haben s. Z. von der Ankündigung des Inselverlags mit Spannung, aber auch mit Bedenken Kenntnis genommen. Heute müssen wir sagen: Kuhn ist seiner Aufgabe gerecht geworden. Daß aber — das ist das Wesentliche — ein solches Buch ohne Warnungszeichen, etwa 'erotisch' statt 'abenteuerlich', und gedeckt durch schlichte, feine Ausführung und den Namen eines angesehenen Verlages in die freie deutsche Unterhaltungslektüre eingeschoben wird, ist ebenso gefährlich wie beschämend. Jeder ehrliche Leser und jeder an der Volkserziehung Verantwortliche, ob Bibliotheksleiter, Pädagoge oder Hausvater wird das bezeugen. Sollte dem nicht so sein, der Einzelne wie die Allgemeinheit nichts daran finden, denn wäre die Verdeutschung des *King-Ping-Meh*, dieses chinesischen Dekadenceromans vergangener Jahrhunderte ein Sittenspiegel und Kulturdokument auch des modernen Europa und ein Zeichen der gewaltigen Lockerung unserer Anstandsbegriffe seit den letzten dreißig Jahren.

E. Haenisch.